

10. Das altdeutsche Todtenfeld im Roisdorfer Walde.

In neuerer Zeit sind auf der rechten Rheinseite von Linz ab bis Mülheim a. Rh. auf den Anhöhen viele altdeutsche Gräber und sogar Gräberreihen entdeckt worden, bei deren Eröffnung für die deutsche Alterthumskunde, wenn auch keine bedeutende, doch wenigsten beachtenswerthe Funde gemacht worden sind. Auf der linken Rheinseite der genannten Gegend hat man solche Gräber und Gräberreihen bisher, soviel ich weiss, noch keine entdeckt. Um so interessanter war daher für mich im Jahre 1871 die Auffindung eines solchen Todtenfeldes im Roisdorfer Walde, da sie zum Beweise dient, dass sich solche Gräber auf beiden Seiten des Rheines parallel hinziehen und da, wo die Waldcultur noch nicht destruirend eingewirkt hat, in Menge vorfinden. Gleich nach dem Funde habe ich folgenden Bericht darüber schriftlich entworfen; die Drucklegung desselben ist durch meine Versetzung von Alfter aufgeschoben worden und bis jetzt unterblieben.

Auf der Hochebene zwischen Alfter und Roisdorf, da wo das Vorgebirge seine grösste Höhe erreicht und wo sich die Pracht und der Reichthum des Rheinthales in einem entzückenden Bilde mit grossartiger Staffage dem Blicke des Beschauers darstellt, befindet sich jetzt eine öde Haide, die vor 40 Jahren noch Buchenwald war; der Name Buchholz, den sie trägt, bewahrt annoch das Andenken daran. Auf dieser Haide findet sich eine Menge kleiner kreisrunder Erdhügel, die sich in einer vierfachen, symmetrisch geordneten Reihenfolge wiederholen; alle haben ungefähr 4 bis 7 Fuss Höhe und 40 bis 80 Fuss im Umkreise. Die Volkssage nennt dieselben Katzenköpfe und Mancher will gehört haben, dass dieselben von den Franzosen gebildet worden seien, als sie im Jahre 1794 die am Rheine, speciell in Widdig, stehenden Kaiserlichen d. i. Oesterreicher vertrieben. Sogar zeigt man auf genannter Höhe noch die Laufgräben, welche die Franzosen aufgeworfen, die Schiessscharten und Gräben, worin die Laffetten gelegen

haben sollen, aber die ganze Sage erscheint mir haltlos und nur aus Vermuthung des grübelnden Geistes über den Ursprung der in Rede stehenden Erdhügel entstanden, die in der That den auf älteren Kriegsschauplatzkarten verzeichneten Zeltlagern nicht unähnlich sehen. Auf dem besagten Plateau des Vorgebirges haben in jener Zeit die Franzosen nie campirt, wie durch die bestimmten Aussagen dreier neunzigjähriger Einwohner von Alfter und Roisdorf einhellig bezeugt wird. Mir war es seit der ersten Besichtigung dieser Erdhügel nicht zweifelhaft, dass dieselben altdeutsche Gräber sind, wie solche im ehemaligen Herzogthum Nassau und Grossherzogthum Hessen viele entdeckt und von Dorow in seinem Werke über die Opferstätten und Grabhügel der Germanen und Römer am Rhein beschrieben worden sind.

Soviel man aus der äusseren Form und Beschaffenheit dieser Erdhügel erkennen kann, sind ihrer annoch 13 erhalten, und diese in ziemlich gleicher Distanz von einander entfernt; letztere beträgt ungefähr 50 Schritte. Die meisten liegen auf dem Grund und Boden der Frau von Wittgenstein.

Um Gewissheit in der Sache zu erlangen, habe ich einen solcher Hügel, der seiner äusseren Form nach am besten erhalten zu sein schien, mit Erlaubniss seines Besitzers, eines Landwirthes von Alfter, öffnen und nach allen Seiten untersuchen lassen. Meine Ansicht von dem Ursprung und der Natur dieser Hügel hat dadurch die vollste Bestätigung gefunden; es war ein altdeutsches Grab, ähnlich denen, die auf der rechten Rheinseite zu Altenrath bei Siegburg, Bensberg und a. O. aufgefunden worden sind. Vergl. Jahrbücher XX. S. 184. XLI. S. 175 u. s. w. Die Begründung dieser Behauptung wird sich aus der näheren Beschreibung der bei der Eröffnung gemachten Entdeckungen ergeben:

1. Der eröffnete Hügel war ungefähr 6 Fuss hoch, 45 Fuss im Durchmesser und 45 Schritte im Umfange. Nachdem der Arbeiter in der Mitte bis auf die Sohle der Haide gegraben, fand er eine grosse gebackene Urne, die aus einem Gemisch von Thon, Lehm und feiner Kieselerde bestand. Sie war eine rohe Töpferarbeit und schien nicht im Ofen gebrannt, sondern am Reisigfeuer geröstet zu sein. Der Durchmesser des Bauches betrug $1\frac{1}{2}'$, der Fuss derselben $10''$, ebensoviel die Weite des Mundes, die Höhe der Urne $\frac{3}{4}'$. Aeusserlich war dieselbe mit einer eisenhaltigen schwärzlichen Masse überzogen. Ein starker Deckel verschloss sie.
2. Ueber der Urne lag ein festes Gemisch von Trass, Kalk und

Kies, ungefähr einen Fuss dick. Als dasselbe vier Tage in der Sonne gelegen hatte, ward es steinartig fest, so dass der Arbeiter es kaum mit der Axt entzwei schlagen konnte. Beim Abheben dieser Kruste vermittelt des Spaten ereignete sich ein interessantes Intermezzo. Als nämlich der erwähnte Arbeiter, ein gewöhnlicher Tagelöhner, die Kruste langsam in die Höhe hob, brach sofort aus der Urne mit lautem Geräusch ein starker, stinkender Dunst hervor, der den guten Mann mit Angst erfüllte und aus der Grube trieb. Es war Stickluft, die in der Urne viele Jahrhunderte festgepresst war; nach 5 Minuten war sie verschwunden und die Grube geruchlos. Nach Hinwegräumung der genannten Erdkruste fand sich das Obere der Urne ganz mit Holzkohlen angefüllt; in denselben lagen viele kleine Knochen mit schwarzer Erde von starkem Fettgehalt vermischt; ein Stück Kinnlade liess sich als solche noch deutlich erkennen. Die Knochen selbst waren trotz ihrer Vermischung mit fettiger Erde verhältnissmässig ziemlich weiss geblieben; bei stärkerer Berührung fielen sie in Staub zusammen.

3. Rings um die Urne herum lagen Kohlen und Asche in reicher Menge. Als eine besondere Merkwürdigkeit muss ich erwähnen, dass unter den Kohlen Feuersteine lagen, von denen ich zwei aufbewahrt habe. Der erste, dessen Farbe ins Grünliche spielt, ist 2" lang, 1" breit und scheint eine Lanzenspitze zu sein, er hat eine scharfe, etwas gezackte Randschneide; der andere, ziemlich weiss an Farbe, ist von gleicher Länge und Breite, unterscheidet sich aber von dem ersteren dadurch, dass er eine stumpfe Spitze hat. Beide sind roh bearbeitet, nicht polirt oder geschliffen.

Auf meine Veranlassung machte der Arbeiter mitten durch den Erdhügel und zwar von der Sohle des äussersten Umkreises anfangend einen breiten Gang, um das Innere des Hügels nach allen Seiten zu erkennen. Dabei machte ich folgende Wahrnehmungen:

1. Der grösste Theil des Hügels war Lehm mit ein wenig feinem Kiess vermischt. Dieser Lehm, seiner Farbe nach schmutzig gelb, war sehr lockerig, wie der beste Gartengrund und offenbar anderswoher auf jene Stelle transportirt; denn der Sohlboden jener Haide ist rauher Sand und Kiess ungefähr 4' tief, und noch tiefer liegt rothe Lehmerde. Die lockerige Beschaffenheit des fremden Lehm ist nach meiner Ansicht dadurch entstanden, dass die Haidedecke keine Feuchtigkeit durchgelassen hat; denn bekanntlich ist diese zum Schutze der Reliefverhältnisse der Oberfläche sehr geeignet, indem die Atmosphärien dadurch wenig einwirken können. Nach Prof. Dr. Nöggerath

sollen sogar solche Erdhügel unter der Haidedecke mehrere Tausend Jahre ihre ursprüngliche Form beibehalten.

2. In dem breiten Durchschnittsgange des Erdhügels fand sich eine grosse Masse von Gefäss- und Urnenscherben; nur wenige Gefässe wurden unverletzt herausgehoben. Es schien, dass die Gefässe im Boden durch die nach allen Seiten wuchernden Baumwurzeln geborsten waren; wenigstens konnte ich eine andere Ursache der Zertrümmerung nicht erkennen. Dass die Urnen, die fast alle 12 bis 15" hoch waren, aber sonst in ihrer Formation manche Verschiedenheiten zeigten, wirklich von den alten Deutschen herrühren, zeigte die rohe Töpferkunst, mit der sie gefertigt waren. Deutlich liess sich unter ihnen eine zweifache Art constatiren; die einen bestanden aus rothem Lehm, Thon- und Kiesserde, waren offenbar am Reisigfeuer geröstet und hatten dadurch ein grau schwärzliches Ansehen: die anderen, aus gelblichem Thon bestehend, schienen von einem Töpfer gebacken zu sein, etwa wie solche heutzutage zu Langerwehe fabricirt werden; von Verzierung fand sich auf beiden Sorten keine Spur.

3. Wo Urnenscherben lagen, da lagen auch Knochentheile, Holzkohlen und Asche, wie dies wohl an 10 bis 12 Stellen constatirt wurde. Ein Gelenkknochen schien mit einem Messer scharf abgeschnitten zu sein. Sämmtliche Urnenscherben rührten von kleinen Urnen, wie vorerwähnt, her und lagen dieselben, wenn auch in bestimmter Entfernung getrennt, in paralleler Richtung nicht bloss nebeneinander, sondern auch übereinander und zwar betrug der Zwischenraum in der Höhe wenigstens einen Fuss. In der obersten Reihe dieser kleinen, rings um die Haupturne beigesetzten Gefässe fanden sich unter den Urnenscherben und Holzkohlen zwei wohlerhaltene grosse Eberzähne.

4. Trass fand sich bei den kleinen Urnen nicht vor; er hatte also dazu gedient, in der Mitte den Hügel zu schliessen und ihm eine möglichst grosse Festigkeit und Dauerhaftigkeit gegen die Einflüsse der Aussenwelt zu geben. Auch fand sich im ganzen Hügel, soweit er untersucht wurde, ausser den Eberzähnen keine Spur von Thierresten und ausser den Lanzenspitzen keine Spur von Waffen oder sonstigen Sachen, die man in andern altdeutschen Gräbern vorgefunden hat. Alles was der Hügel enthielt, wies auf die grösste Einfachheit hin.

Nach dem Mitgetheilten kann es keinem Zweifel unterliegen, dass wir es mit einer altdeutschen Grabstätte zu thun haben. Darauf weist vor Allem die Oertlichkeit hin; denn die Deutschen hielten, wie überhaupt ihre gottesdienstlichen Handlungen, so auch ihre Leichenbe-

gänglich gewöhnlich in Hainen, die Römer dagegen begruben ihre Todten vorzugsweise beiseits der Heerstrassen (Kirchmann de funeribus Roman. lib. II. c. 22). Nicht minder beweist das Gesagte die Einfachheit der Grabstätte sowie Alles, was sie barg. Die Schilderung der Leichenbestattung bei den alten Deutschen, wie sie Tacitus Germ. c. 27 liefert, passt auf das Roisdorfer Grab wie speciell entworfen. Da finden sich keine kostbaren zierlichen Sachen, wie die Römer solche den Todten ins Grab mitzugeben pflegten, da finden sich keine Münzen und Inschriften, aus denen die Namen und die Lebenszeit der Verstorbenen zu erkennen waren: Alles ist einfach und ohne Prunk. Zwar erwähnt Tacitus, dass den Verstorbenen ihre Waffen mit ins Grab geworfen zu werden pflegten und es finden sich auch in vielen altdeutschen Gräbern Metallgeräthe, wovon in unserem Grabe sich keine Spur zeigte; aber der Gebrauch des Eisens war überhaupt bei den Deutschen ein geringer, weil sie es nicht im Ueberfluss besaßen (Tacit. Germ. c. 6) oder vielmehr, weil sie von den in ihrem heimathlichen Boden verborgenen Eisenschätzen nichts wussten; dann ist das eröffnete Grab auch sicher kein Kriegergrab gewesen; dagegen spricht die grosse Einfachheit und das Nichtvorhandensein kriegerischer Werkzeuge. Nach meiner Ansicht zählt das Grab zu den ältesten der Gegend und finde ich den Beweis grade in seiner Einfachheit, in der Rohheit der Töpferarbeit und in den beiliegenden Feuersteinen. Ist die neuere Periodisirung der Urgeschichte der Menschheit in Stein-, Bronze- und Eisenzeit wissenschaftlich gerechtfertigt, was ich dahin gestellt sein lasse¹⁾, so gehört unser Grab wohl in die Steinzeit. Dass die Feuersteine nur dazu gedient haben sollen, das Feuer zum Leichenbrande zu geben, ist sehr unwahrscheinlich; dagegen spricht wenigstens ihre Form und planmässige, wenn auch kunstlose Bearbeitung. Es mag hier nicht unerwähnt bleiben, dass ungefähr eine Viertelstunde von dem in Rede stehenden Grabhügel weiter in den Wald hinein, an einer Stelle, welche die Roisdorfer Zenkte genannt wird, sich solcher Feuersteine viele kleine Häufchen im erhöhten Moorgrund vorgefunden haben und noch immer vorfinden²⁾. Ein Arbeiter von Roisdorf versicherte mir

1) Die Entdeckung dieser Perioden ist wenigstens kein Verdienst der Neuzeit, da sie schon Lucrez V, 1282 kennt.

2) Auch wurde an besagter Stelle ein Streitmeissel von Erz aufgefunden, der durch Kauf in meinen Besitz übergegangen ist. Er ist 16 Cm. lang und von derselben Form und Beschaffenheit, wie die in den Hobbacher Hügeln gefundenen und von Dr. Keller im Bonner Winkelmanns-Programm pro 1871

ihrer wenigstens 60 bis 80 aufgefunden zu haben; an allen zeigten sich deutlich Spuren menschlicher, wenn auch kunstloser Zubereitung. Mehrere derselben habe ich selbst gesehen und wegen ihres grossen Feuergehaltes bewundert; einer war 3" lang, 1½" breit und 1" dick, sehr scharf beigeschliffen, so dass man mit demselben einen nicht zu harten Gegenstand durchschneiden konnte; ein anderer war fast kreisrund, hatte einen Durchmesser von 3"; um die Peripherie lief ein zackiger Kreisrand. Die Arbeiter, welche im Sommer jenen Moor-District in Gräben setzen und dadurch trocken legen, sind auf diese Feuersteine eben wegen ihres reichen Feuergehaltes sehr erpicht und verkaufen dieselben oft um hohen Preis; leider treibt sie die Gewinnsucht dazu, dieselben behufs Theilung zu zerschlagen, so dass es schwer ist einen unverletzten zu erlangen. Menschengebeine hat man an dieser Stelle, soviel ich weiss, bisher nicht gefunden, doch ist die Gegend durch einen uralten breiten Waldweg durchzogen, den schon die Römer gekannt haben, wie die daselbst in grosser Menge aufgefundenen, durch ihre Formschönheit ausgezeichneten Hufeisen römischer Maulesel (erkenntlich an der kleinen Form und an den römischen Zierrathen) sowie die zahlreichen Ueberreste römischer Ziegel, die sich hin und wieder beiseits des Weges im Moorgrund liegend finden, unzweifelhaft beweisen. Es ist die Strasse von dem an Römerspuren reichen Orte Heimerzheim über Alfter nach Bonn.

Es fragt sich, woher der reiche Fettgehalt der mit den Knochen vermischten schwarzen Erde, die sich in der grossen Urne vorfand? Nach meiner Ansicht rührt derelbe von den Knochentheilen selbst her, indem sich in der Länge der Zeit die Erde mit der laugenhaften Asche des verbrannten Körpers und Scheiterholzes vermischte. Noch jetzt fühlt sich dieselbe wie Seife an. Dass sich aber Fett in der Erde lange erhält, ist längst bekannt (Germann, de miracul. mortuor. lib. III, tit. 2 § 38). Die Kohlen¹⁾, die sich über der grossen wohlerhaltenen

Tafel VII, 14 bekannt gemachten. Nach der Ansicht dieses Gelehrten sind dieselben ein Merkmal hohen Alterthums. S. 53.

1) Der Zweck der Holzkohlen in solchen Grabhügeln kann nicht zweifelhaft sein. Sie hat bekanntlich die Fähigkeit, die eindringende Feuchtigkeit abzuhalten und eignet sich daher vortrefflich dazu, die Leiber der Vorstorbenen möglichst lange vor Verwesung zu bewahren. Dass die Alten diese Eigenschaft der Kohle kannten, unterliegt keinem Zweifel; römische und griechische Schriftsteller sprechen öfters davon. Vergl. Jahrbücher d. Ver. v. Altenthumsfr. XVI, S. 59 fig.

Urne und durch den ganzen Grabhügel bei den kleinen Urnen vorfanden, sind nach meiner Ansicht verbranntes Tannenholz, welches auch von den Römern wegen seiner leichten Brennbarkeit zu Scheiterhaufen gebraucht wurde (Kirchmann l. c. lib. III. c. 1); jedenfalls ist es kein Eichenholz.

Auf dem geöffneten Grabhügel war in der Mitte eine kleine Senkung und diese zeigt sich auch auf den noch unberührten 12 anderen Grabhügeln; es ist offenbar die Spur von ausgewurzelten Bäumen, die ehemals auf diesen Hügeln gestanden haben. Man pflegte nämlich auf Grabhügeln Bäume zu pflanzen, damit die Verstorbenen desto kühler ruhen könnten; auch glaubte man, dass ein Theil vom Leben der Abgeschiedenen in die Bäume hineinziehe und daher hielten es einige altdeutsche und nordische Volkstämme für unerlaubt, von gewissen Bäumen auch nur ein Aestchen abzubrechen (Dorow l. c. 2. Heft S. 61: Concil. Namnetense c. 20). Auch bei den Franken bestand diese Hain- und Baum-Verehrung; daher gebot Gregor der Grosse der Königin Brunhilde, in ihrem Reiche keine Baumverehrer zu dulden (lib. IX. ep. 11).

Zum Schlusse sei noch erwähnt, dass Roisdorf den Römern wohlbekannt war, obgleich sein Name¹⁾ sich weder auf einem Denksteine, noch sonst erhalten hat; ja nicht unwahrscheinlich ist es, dass der Ort in jener Zeit noch bedeutender als heute war; denn es finden sich annoch in der Nähe des Gesundheitsbrunnens römische Fundamente eines 150' langen und 50' breiten Gebäudes, in welches von der Höhe des Berges herunter eine unterirdische Wasserleitung führte, auch war der dortige Gesundheitsbrunnen selbst den Römern wohlbekannt und von ihnen den Gesundheits-Göttinnen feierlich geweiht worden; denn in den dreissiger Jahren dieses Jahrhunderts, wo eine Reinigung und Vertiefung desselben stattfand, wurden in demselben eine Menge römischer Münzen und Opferschalen, den gewöhnlichen Symbolen einer römischen Brunnenweihe, aufgefunden. Später werde ich ausführlicher über die römischen Funde daselbst berichten. Dr. Kessel.

1) Die älteste mir bekannte Urkunde, welche des Ortes Erwähnung thut, datirt aus dem Jahre 1396 und beruht im Staatsarchiv zu Düsseldorf. Laut Inhalt derselben verkauft Aleyt eliche huysfrauwe wylne peters van Roysdorp . . . yre hoffstat gelegen zo Roystorp vur der . . . Claren hoyve (noch heute Clarenhof genannt) langs der ynvart in den hoff der Claren vnrss. (Die Nonnen des St. Clara Klosters zu Köln am Römerthurm, denen der Hof gehörte.) Unrichtig deutet Lacombet U.-B. I. 389 den Namen Rulisdorp im Stiftungsbrief von Schwarz-Rheindorf auf Roisdorf; dieser ist der ältere Name für Rülisdorf, den südlichen Theil von Beuel.